

Ilka Meschke: „Einer muss der Jäger sein“

Rede anlässlich der Ausstellung im „HermannFischerHaus“ Norf

Ilka Meschke ist in Dresden aufgewachsen. Nach einer Schreinerlehre in Baden-Württemberg studierte sie an der Kunstakademie Düsseldorf bei Markus Lüpertz und schloss im vorigen Jahr als Meisterschülerin ab. 2002 ist mir Ilka Meschke erstmals beim jährlichen Akademie-Rundgang aufgefallen, dann hörte man immer öfter von ihr und so freut es mich umso mehr, dass sie heute im HermannFischerHaus zu sehen ist.

Ein bisschen führt das Bild von der Einladungskarte, das sie hier rechterhand sehen, in die Irre. Es ist nämlich das einzige wirklich abstrakte Bild der Ausstellung. Alle anderen bewegen sich - wenn auch nicht auf den ersten Blick erkenntlich – auf dem schmalen Grad zwischen Abstraktion und Gegenständlichkeit.

Einer präzisen Realistik entgeht Ilka Meschke durch den Malprozess. Farbe wird von der Malerin mal vehement auf der Leinwand verstrichen, dann pastenartig aufgetragen, bisweilen sogar wässrig angerührt, um dann in dünnen Schlieren die Leinwand hinab zu rinnen. Immer arbeitet sie sehr schnell, manchmal scheint sie sich selbst bei der Arbeit überholen zu wollen, um das Denken und Planen im Kopf auszuschalten. Dennoch sind die Bilder keinesfalls nur Zufallsprodukte, sondern das Spontane, was ihr auf der Leinwand entgegentritt, ist ein Anfang. Themen kristallisieren sich fast wie von selbst heraus, dann aber greift Ilka Meschke gestaltend in das Bildgeschehen ein, indem sie Impulse verstärkt. Es sind momentane Stimmungen, die sich direkt ausbeuten lassen, beschreibt Ilka Meschke die Arbeit am Bild. Der heftige, fast ruppige Rhythmus der Malerei verrät die Vehemenz und das forcierte Tempo, mit der sie die Farben in sich überlagernden Schichten auf die Leinwand bringt. Wie der Jäger im Wald nach seiner Beute Ausschau hält und schließlich eine Fährte aufnimmt, so pirscht sich Ilka Meschke an Figürliches und Landschaftliches heran, ohne das malerische Gefüge um sein Eigenleben zu berauben.

Nur wenige schemenhafte Andeutungen genügen, um in Öl und Acryl sicher Prototypen der Kunstgeschichte aufs Blatt zu setzten. Stillleben, Akt und Landschaft werden zitiert. Immer wieder meint man, sich an das „Original“ erinnern zu können und doch sind keine genauen Vorbilder benennbar.

Was die Bilder so vertraut erscheinen lässt, ist, dass Ilka Meschke die formalen Kriterien und Methoden vergangener Kunstrichtungen, vor allem der letzten hundert Jahre, verinnerlicht hat und gezielt einsetzt. Vielleicht liegt es daran, dass die Malerin in einer Familie von Restauratoren aufgewachsen ist und der Umgang mit Bildern und Skulpturen zum Alltag gehörte. Ihre Arbeiten sind aber keinesfalls Kopien nach „alten Schinken“, sondern subtile Malereien, die Althergebrachtes auf rein malerischer Ebene brechen. Typische Haltungen, ein bestimmtes Kolorit oder Themen, deren Ursprung in der Literatur zu suchen ist, werden durchgespielt, aber beherrschen nicht das Bild. Farbe ist das Medium, mit dem Ilka Meschke gegen das Diktat der Zeit aufbegehrt und Aktualität in ihre Arbeiten einschleust.

Eindeutig ist das Bild hinter mir ein Seestück. Aber anstelle einer naturalistischen Schilderung eines Seemanns auf einem Schiff, addieren sich Details assoziativ zu einem Gedicht über das Meer. Kapriolen schlagende Pinselstriche beschreiben mühelos die aufgewühlte See, Kleckse die spritzende Gischt und wässrig aufgetragenes Grün vom Wind gebauschte pralle Segel. Der Mensch ist nur ein weiterer Pinselstrich, das Fischernetz gekratzte Struktur. Für einen Augenblick fügen sich die Versatzstücke zu einem erzählerischen Moment, dann wieder ist alles nur Farbe und Form. Im Fragmentarischen und Assoziativen zeigt die Malerei von Ilka Meschke große Nähe zur Poesie. Niemals ergibt sich ein kontinuierlicher Raum, kein genau bezeichnbarer Ort, sondern das Geschehen scheint in der raumlosen Phantasie geboren.

„Eine schwarze Galeere fauchte über den nördlichen Pazifik, vogelfrei wie eine Raubkatze, ungezügelt und boshaft. Die Mannschaft, sonst fleischlich zugegen und eifrig am Fischen interessiert, existierte nur noch spirituell.“

Eine Sentenz aus dem poetischen Beipack „Einer muss der Jäger sein“ von Ilka Meschke, der der Ausstellung den Titel und das Thema gab: Die Jagd.

Das Jagen ist nicht immer offensichtlich, aber unterschwellig präsent. Der Fischer fischt. Der Fasan auf einem anderen Bild ist Beute. Er liegt wie auch der Hahn in bewundernswert bunter Schönheit, die an Prunkstillleben des 17. Jahrhunderts erinnert, bereit gerupft zu werden. Dient die Farbe an einigen Stellen der Illusion, Vogel zu sein zu sein, so führt sie daneben auch ein Eigenleben.

Es bilden sich einzelne nicht weiter bestimmte Volumina von zartem Zitronengelb hin zu glühendem Rot und Grün, die im Detail wiederum in Landschaftliches übergehen. Ort und Raum des Geschehens bleiben unbestimmt, wenn auch stellenweise eindeutig Volumen entsteht und ein „Davor“ und „Dahinter“ bestimmbar ist, wenn Ilka Meschke malerische Strukturen auf strenge geometrische Raster und Strukturen prallen lässt.

Mit schmutzig grünen Fliesen dringt die coole Sterilität der Schlachthäuser in die Bilder ein. Gleichzeitig aber haben sie formale Bedeutung. Sie bieten dem Auge im orthogonalen Verbund eine Fläche an, aber nur stellenweise, so dass räumliche Brüche und Sprünge entstehen. Rapportartig wiederholt sich auf einer Format füllend gemalten Kachelwand die Bilderbuchszene aus dem Struwelpeter, bei der der Jäger zur Beute wird. Zum Greifen nah scheint die Illusion der glatten Wand, wären da nicht die knorrigen Äste, die wie Schatten über die Bildfläche fingern. Zu guter letzt sprengt im Zentrum eine Malerei die Mauer endgültig auf und gibt den Blick frei auf ein weites Feld mit Vogelscheuche. Fragmente von Szenen, die wie kurze Spotlights in der Phantasie aufflimmern und verglühen, überlagern sich im Bild ohne Rücksicht auf Ort und Zeit.

Fleisch ist das, was von der Beute übrig bleibt. So hat man trotz klassischer Muster auch bei den Aktdarstellungen von Ilka Meschke den Eindruck, dass das, was sich da als Körper zusammenfügt, dem Raum abgerungene Masse ist. Mit dem Pinsel dringt die Malerin hautnah bis zur Figur vor, lässt aber Stellen ungewiss auf der Schwelle zwischen lebendiger und belebter Materie, zwischen Greifbarem und sich verflüchtendem Umraum. Die Malerin wird selbst zur Jägerin ihrer Figuren, die sich nicht ganz zu erkennen geben, sondern stets Schimären bleiben. Wenn Ilka Meschke die Jagdgöttin Diana müde von der Jagd im Fluss die Füße kühlend darstellt, und wie folgt kommentiert, dann fällt es nicht schwer Parallelen zu ziehen:

„Der Kopf brummte vom Gesang der Hitze, der dumpf und gleichzeitig schrill war wie ein Galgenlied. Das wüste, borstige Tier hatte sie abgelegt an einem schattigen Versteck. Das Schwein war ihr erlegen, weiß Gott. Diana war erschöpft und auch ein bisschen zufrieden. Wirklich glücklich war sie nie nach der Jagd, denn die Pirsch nach Schweinen ist fast immer ein harter Kampf, der sich nicht auszahlt.“

Wildschweine erscheinen dann auch wirklich auf der Bildfläche, aber ihre waldige Idylle ist bedroht. Längst sind sie von den Hochständen aus als Beute gesichtet worden. Wenn auch diese Arbeiten stark graphisch aufgefasst sind, so interessiert Ilka Meschke nie allein die Abbildung des dinghaft Fleischlichen, sondern immer auch dessen sinnlich, formale Gestaltung. So hat sie bei zwei kleineren Arbeiten „Herz“ und Niere“ ziemlich, formlose unkenntliche Formationen geschaffen, indem sie Farbe sehr pastos - scheinbar direkt aus der Tube gequetscht - auf die Leinwand gebracht hat. Was sich zeigt, ist eindeutig Ding, organsicher Haufen, der darüber hinaus als tastbarer Farbberg in Erscheinung tritt.

Das Traumhafte, Surreale mischt sich bei Ilka Meschke unter die Jagd. Auf einem Bild scheint eine Frau von einem Löwen zu träumen. Gleich erscheint sein Kopf umkränzt mit stolzer Mähne gefährlich nah über ihr. Auch im Traum kann man gefressen werden, vornehmlich von der eigenen Phantasie. Die belebt und erschafft auch die knorrigen Baumwesen, die mit ihren dünnen, zitterigen Ästen hungrig in der Gegend herum tentakeln. Nicht von ungefähr sind sie verwandt mit den kahlen Knochengerüsten, die in den neusten apokalyptischen Visionen wieder auftauchen. Malerisch abgemagert, arbeitet Ilka Meschke hier zusehends graphischer, wobei sie aber das schichtweise Arbeiten und Überblenden von Ebenen beibehält. Waren zuvor Mensch, Landschaft und Tier Motive, so werden sie in technische Gerätschaften und tote Dinge umgedeutet. Ein Absperrgitter mit Spazierstock wird Ersatz für ein Pferd, Hochhäuser vermauern den Blick auf die Natur und Straßen sind menschenleer, dafür aber voller Tierkadaver und Gerippe. Alp und Nachtmahr jagen eben seit alltersher den Träumer.

©Jutta Saum, August 2006